

INGEBORG BACHMANN

Wie soll ich mich nennen?

Einmal war ich ein Baum und gebunden,  
dann entschlüpft ich als Vogel und war frei,  
in einen Graben gefesselt gefunden,  
entließ mich berstend ein schmutziges Ei.

Wie halt ich mich? Ich habe vergessen,  
woher ich komme und wohin ich geh,  
ich bin von vielen Leibern besessen,  
ein harter Dorn und ein flüchtendes Reh.

Freund bin ich heute den Ahornzweigen,  
morgen vergehe ich mich an dem Stamm ...  
Wann begann die Schuld ihren Reigen,  
mit dem ich von Samen zu Samen schwamm?

Aber in mir singt noch ein Beginnen  
–oder ein Enden – und wehrt meiner Flucht,  
ich will dem Pfeil dieser Schuld entrinnen,  
der mich in Sandkorn und Wildente sucht.

Vielleicht kann ich mich einmal erkennen,  
eine Taube einen rollenden Stein ...  
Ein Wort nur fehlt! Wie soll ich mich nennen,  
ohne in anderer Sprache zu sein.

Wie soll ich mich nennen 2.0?

*Silvano Kobald*

Sie sedieren mich mit Angst und verbinden mir die Augen. Niemand muss mich mehr anketten, weil es keine Stämme mehr gibt, an denen ich mich vergehen könnte. Sie schneiden meine Bäume nieder, weil sie nicht wollen, dass ich wachse. Für sie wuchere ich nur wie ein taube Brennnessel in einem Irrgraben. Sie liefern mir feuerhornfarbene Ziegelsteine frei Haus und ich soll mir daraus ein Leben mauern. Sie sagen, ich soll sie zu einem fensterlosen Vogelkäfig stapeln und meine Flügel dem Gemeinwohl spenden. Sie ermahnen mich, wie rücksichtslos es sei, zu fliegen. Sie implantieren mir einen Kompass, damit ich mich nicht verliere und andere mich jederzeit orten können. Sie zeichnen jede meiner Regungen auf, um meine Zukunft zu sehen, damit ich schon bin, bevor ich bin. Ich soll meine Gefühle begraben und meine dreckige Andersartigkeit verhüllen. Ich muss Alle werden, weil ich sonst Keiner bin. Ich soll mich stumm in einer Ecke verkriechen, bis mir meine Wünsche im Hals verfaulen. Wer soll ich sein? Wer darf ich sein? Darf ich überhaupt noch sein? Zumindest wollen sie einen Namen von mir hören, ich muss mich benennen. Ständig muss ich irgendwer sein. Nur einer darf ich niemals sein - ich selbst. Mein Ich treibt im fernen Nirgendwo einer seelenlosen Küste, wo Sandkörner unberührt bleiben. Solange ich eine Maske trage, bin ich zumindest nicht schäbig, denn meine Natur stinkt, wie ein schmutziges Ei.

Sie nennen die Realität digital. Nichts bleibt mehr schwerelos. Alles muss sich kategorisieren, archivieren, deklarieren. Entweder Schwarz oder Weiß. Zwei Endstufen, ohne Zwischenräume. Und dazwischen verhungert die Zeit. Die Uhr bleibt leer, weil sich irgendwann ihr Zeiger aufgelöst hat. Die Geschichte hat die Stopptaste gedrückt. Sie erschaffen nicht, sondern entwickeln nur. Der Unschuld stach man die Rehaugen aus. Und im Hintergrund, der den Vordergrund fraß, flackern grelle Lichtimpulse. Nervös flattern Bilder, die das Leben zwischen Einsen und Nullen einklemmen. Eine richtungsloser, rasender Pixelwahnsinn, der den Erdenpuls manisch in einem toxischen Keuchhusten galoppieren lässt. Sie erschaffen eine künstliche Intelligenz, weil die natürliche Blödheit

einen Gefährten sucht und das Pferd des Eroberungsdrangs sich nach einem apokalyptischen Reiter sehnt. Nicht denken, nur fortschreiten, Hauptsache es wächst, wohin ist egal. Gehet hin und vermehret euch, denn es liegt in der Urnatur Samen zu verstreuen. Ich produziere, also war ich. Ich konsumiere, also bin ich. Sie haben Angst, dass ihnen die Zeit davonrennt, dass ihr Universum implodieren könnte, noch bevor sie überall die Fahnen ihrer Eitelkeit in jegliche Unschuld tunken konnten. Erst wenn nichts mehr heilig ist, haben sie sich vom Paradis emanzipiert. Sie brennen ihre Häuser nieder, weil sie sich fürchten, jemand könnte ihre Kleider ausgraben. Sie winden sich durch blinkende Katakomben, von Straßen begraben, auf denen ständig der Regen klebt. Sie verhüllen ihre Augen, damit sie nicht sehen, wie Bilder ihre Identitäten fressen. Sie bauen Türme, in denen Krähen wohnen, bevor der Sturm kommt, und alles verweht. Sie stehen als Spiegelwände in einem leeren Garderobenraum, verstaubt, vergilbt, zersplittert, versuchen sich an den Scherben ihre Pulsadern aufzuschneiden. Spiegel, die erinnerungslos sind und nur noch das sehen, was ist, und alles vergessen, was war. Zerbrechlich fliehen sie und kehren zugleich heim, beides als ein utopischer Zwischenraum, eine uferlose Insel, unterirdisch, fern – oder gar verschollen? Mit Vergrößerungsgläsern schwimmen sie durch ein finsternes Meer und suchen nach der Wurzel, nach den unverrückbaren Mauern, dem untersten Fundament alles Seins. Sie ersaufen in der gleisenden Flut einer Monotonie des Überflusses. Sie sind voll mit Fakten, doch so leer an Wissen, treiben einen Keil zwischen Himmel und Erde, wie ein schwarzes Loch dehnt sich ihre Ratlosigkeit in die Unendlichkeit aus. Bakterien der Gier und des Größenwahns nagen der blauen Kugel die Haare von der Haut. Survival of the fittest. Selbst Farben haben es eilig. Menschen hasten an ihren eigenen Gesichtern vorbei, leben stumme Schattenexistenzen, flackern als verschwommene Kontrastkörper in zitternden U-Bahnfenstern, während sie ihre implodierten Gehirne in enge Tunnel geistloser Metropolen zwängen. Schizoide Existenzen, die als undeutliche Stakkatofragmente durch seichtes Blitzlicht waten, und sich vor der Stille fürchten. Sie hetzen von einem Termin zum nächsten. Luftleer. Digitalzeitmenschen sehen die Erinnerung an ihre eigenen Gesichter nur noch nachts, wenn sie schlafen, falls sie schlafen, sehen sie nur noch in ihren Träumen, wenn sie träumen, falls sie träumen, sehen nur, wenn sie sehen, falls sie sehen.